

# Gossner

INFO



**NEPAL**

**Tanzstunden Gottes**

**SAMBIA**

**Starke Frauen fürs Land**

**UGANDA**

**Freude und Freundschaft gewachsen**

## Liebe Leserinnen, liebe Leser,

da ist eine junge Frau, eine Krankenschwester, und sie wendet sich an die Gossner Mission, denn sie will helfen. Und sie bereitet sich gründlich vor auf die Arbeit im Missionshospital Chaurjahari in Nepal. Und doch sind die drei Monate, die sie dann dort verbringt, voller Höhen und Tiefen, voller Ängste, Sorgen, voller Freuden, und über all das berichtet sie ausführlich und offen. Wir danken Maria Taege für diese Offenheit und wollen auch Sie einladen, die Arbeit im Hospital aus der Perspektive einer jungen Frau zu erleben, die mit ihren deutschen Erfahrungen und Prägungen in eine abseits gelegene Bergregion Nepals aufbricht – und da manches Mal an ihre Grenzen stößt; stoßen muss. Sie selbst hat ihrem Bericht die Überschrift gegeben: „Tanzstunden Gottes“. Die Arbeit in der weltweiten Ökumene lebt von solchen Menschen wie Maria Taege und Dr. Elke Mascher, die sich selbstlos engagieren, und das Hospital Chaurjahari ist gar auf sie angewiesen. Ein herzliches Danke daher stellvertretend an diese beiden, die gemeinsam mit vielen ehrenamtlich Tätigen die Arbeit der Gossner Mission tragen.



Um starke Frauen geht's auch in den beiden Artikeln aus Sambia. In Indien blicken wir zurück auf früheres Missionarsleben und in Uganda beleuchten wir das Wachsen und Werden einer jungen, aber starken Partnerschaft zum Kirchenkreis Norden. Spannende Themen? Wir finden schon!

Ihnen wünschen wir Muße zum Lesen und einen besinnlichen Advent,  
Ihre

**Jutta Klimmt**

Presse- und Öffentlichkeitsreferentin

### INDIEN

Im Missionarshaus:  
„Auf der Veranda sitzt die Mem Saheb“ 6

### NEPAL

Neues Bildungssystem:  
Arati lächelt wieder 10  
Ein Kantor in Kathmandu 12  
Missionshospital: Tanzstunden Gottes (1) 14

### SAMBIA

Frauenordination: „Nur mit Kopftuch“ 20  
Violet Sampa-Bredt: Eine starke Christin 22

### UGANDA

Vom Wachsen und Werden  
einer Partnerschaft 26



### DEUTSCHLAND

Ökumenische Botschafter:  
Fragen des Glaubens am Arbeitsplatz 28

EDITORIAL	2
ANDACHT	3
NACHRICHTEN	4
IDEEN & AKTIONEN	18
POSTEINGANG	24
ZUGUTERLETZT	30
IMPRESSUM	31
PROJEKT	32

## Auf der Suche nach dem Licht

Advent. Gott ist unterwegs zu uns. Wir singen die bekannten Lieder, hören die uralten Verheißungen, voller Erwartung auf Gottes Kommen, auf die heilige Nacht und ihr besonderes Licht.

„Und es waren Hirten auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Herde...“ In dieser Nacht kommt Gottes Licht zu den Hirten, holt sie aus dem Dunkel und bringt sie in Bewegung. In dieser Nacht tritt Gottes Engel zu den Hirten, und die göttliche Klarheit erleuchtet sie, und sie fürchten sich sehr. In dieser Nacht scheint das Licht in die Augen und die Herzen der Menschen und lässt sie erkennen. In dieser Nacht fällt das Licht auf den Stall, den Ort der Armut, und macht ihn sichtbar für alle Zeit. In dieser Nacht singen Gottes Engel vom Frieden für die ganze Welt.

Wenn endlich die Weihnachtsgeschichte des Lukas am Heiligen Abend gelesen wird, steht die Welt für eine wunderbare Weile fast still. Die alten Worte nehmen uns mit auf das Hirtenfeld bei Bethlehem, das unter Gottes Glanz leuchtet, während der Chor der Engel das große Gloria anstimmt. Endlich ist Gott auf die Welt gekommen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.

Vertraute Worte, und dennoch eine befremdliche Nachricht. Sie führen uns in ein altes Land und zurück in eine andere Zeit. Jedes Jahr wieder, wenn es Advent wird, kehren wir ein bei den alten Worten und Weissagungen der Heiligen Schrift. Der Weg durch den Advent weicht ab vom Gewohnten, und vielleicht spüren wir nie deutlicher als im Advent, wie sich die Zeit nach und nach „erfüllt“, wie sie unverfügbar tief und reich wird, weil Hoffnung sich ihren Weg in die Herzen der Menschen bahnt. Wir suchen das Licht des Kommenden in der dunklen Winterzeit, und wir wollen uns selbst auch finden lassen von diesem Licht, das wir nicht selbst produzieren können

Advent ist die Zeit der großen prophetischen Worte. Doch vor die alten Worte schieben sich Bilder unserer Tage. Unruhe, Krisen und Krieg im Nahen Osten, abgebrochene Friedensgespräche. Dörfer, in denen kein Haus, keine einzige Wand ohne Kriegsspuren ist. Dazwischen junge und alte Menschen, beschädigt an Leib und Seele, weil Gewalt den Alltag diktiert. Menschen zwischen den Fronten,

Menschen in bitterster Not, doch wir selbst sind weit entfernt, nur Zuschauende ausgewählter Nachrichten und ausgewählter Bilder, die uns gefangen nehmen.

Dort wie hier teilen wir die Verheißung des Jesaja: „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell...“ Gott kommt zu denen, die auf der Schattenseite des Lebens sitzen. Er macht sich klein und schutzlos wie sie.

Wieder und neu bitten wir um Gottes Kommen, hoffen auf Frieden, auf Licht auch am unscheinbaren Ort. Hoffen auf die Weihnachtbotschaft: dass das Kind in der Krippe den Frieden auf die Welt bringt. Dass Krieg nach Gottes Willen nicht sein darf. Dass Krieg kein Weg zum Frieden ist. Dass Unrecht nicht durch Rache geheilt wird; dass die Wurzeln der Gewalt durch Gegengewalt nicht gekappt werden.

Doch die Weihnachtsgeschichte hat auch eine dunkle Seite. Von der Futterkrippe führt der Weg auf die Flucht. Armut, Gewalt, Asyl sind Grunderfahrungen des Gotteskinds. Als Herodes den neugeborenen König der Juden nicht aufspüren kann, greift er zum letzten Mittel. Ultima irratio: alle kleinen Söhne in Bethlehem und Umgebung werden ermordet, um unter ihnen das eine göttliche Kind zu treffen. Dieser Teil der Weihnachtsgeschichte ist zu lesen als Leidensgeschichte - eine bethlehemitische Passion. Die heilige Familie sucht Asyl im fremden Land. Kurt Marti, der Schweizer Dichter, sagt: „Nicht Ägypten ist Fluchtpunkt der Flucht. Das Kind wird gerettet für härtere Tage. Fluchtpunkt der Flucht ist das Kreuz.“

**Christine Busch** ist Landeskirchenrätin der Ev. Kirche im Rheinland und Kuratorin der Gossner Mission



## — VERLOSUNG

### „Bischöflicher Tee“ ist unterwegs

Ganz besonderen Tee aus **Darjeeling**, der in deutschen Läden nicht erhältlich ist und der von **Bischof Nelson Lakra** persönlich nach Deutschland mitgebracht wurde, haben wir in der letzten Ausgabe unserer Gossner-INFO verlost. Und hier sind die Gewinner: Eine Packung **Lopchu-Tee** haben gewonnen: Kurt Kaiser aus Offenbach; Berend Groeneveld aus Bielefeld sowie Elfi und Siegfried Minke aus Wüstrau. Eine **indische Tischdecke** geht an Gabriele Kusentzer aus Berlin, und eine kleine Packung nepalischen Tees im Geschenkbeutel erhält Susanne Knöll aus Zwiefalten. Herzlichen Glückwunsch den Gewinnern und allen anderen ein Danke fürs Mitmachen.



Foto: Scorp/ Shutterstock.com



Foto: Gerd Herzog

## — FREIWILLIGE

### Im September nach Indien ausgereist

Die Jugendarbeit der Gossner-Gemeinden in Indien unterstützen - das ist eine der zentralen Aufgaben der **Freiwilligen**, die die Gossner Mission in Kooperation mit dem Verein **Deutsch-Indische Zusammenarbeit (DIZ)** im September für ein Jahr nach Indien entsendet hat. Philipp, Friederike und Dana Milena haben zunächst ihre Einsatzstelle kennen gelernt und dann einen Sprachkurs in Hindi absolviert. Dann ging's zurück nach **Ranchi, Chaibasa und Rajgangpur**: Mitarbeit in Schulen und im Martha-Kindergarten, in Jugendgruppen und bei der Kirchenmusik stehen an. Betreut und begleitet vor Ort werden die drei nun von unserem Mitarbeiter in Ranchi, **Alex Nitschke**.

## — GOTTESDIENST UND EMPFANG

### Gemeinsam ins Jahr: Missionswerke laden ein

Den **Epiphanius-Gottesdienst** in der Berliner Marienkirche feiern Gossner Mission und Berliner Missionswerk traditionell gemeinsam. So sind auch wieder am **Montag, 6. Januar 2014, 18 Uhr**, alle Gossner-Freunde herzlich eingeladen, daran teilzunehmen. Nach dem Gottesdienst findet ein **Empfang** statt, der aus Anlass des 190-jährigen Bestehens des Berliner Missionswerkes im **Roten Rathaus** der Stadt Berlin begangen wird.



Foto: Gerd Herzog

## — SEPA

**Die Gossner Mission macht sich bereit**

Zum 1. Februar 2013 ändert sich die Art und Weise, wie Banken den Zahlungsverkehr abwickeln. Sicher haben Sie den Begriff SEPA (Single Euro Payments Area) schon gehört. Was aber bedeutet SEPA für Sie als Spenderin oder Spender?

**IBAN-Nummer:** Sie behalten Ihre gewohnte Kontonummer und Bankleitzahl, nur werden beide Nummern in der 22-stelligen IBAN-Nummer zusammengefasst. Ab 2014 müssen Sie Ihre IBAN-Nummer bei jeder Überweisung angeben. Sie finden Ihre IBAN-Nummer auf jedem Konto-Auszug. Die IBAN-Nummern der Gossner Mission finden Sie in Zukunft bei jeder Angabe unseres Spendenkontos.

**Überweisungen:** Ab 2014 wird die Gossner Mission neue Überweisungsformulare verwenden, auf denen die IBAN-Nummer eingetragen wird. Für Überweisungen innerhalb Deutschlands gilt eine Übergangsfrist bis 2016; wenn Sie also im kommenden Jahr eine Spende auf einem alten Überweisungsträger tätigen, kommt die Spende trotzdem noch bei uns an. Bitte nutzen Sie aber die neuen Formulare so bald wie möglich.

**Lastschriften:** Der Lastschrifteneinzug ändert sich; wir müssen dafür auch unsere Daten umstellen.

Falls Sie uns eine Einzugsermächtigung erteilt haben sollten, werden Sie bald von uns Post mit Informationen hierzu erhalten. Wir bitten Sie, dieses Schreiben aufmerksam zu lesen. Neue Lastschriftengeber sind ab 2014 verpflichtet, das neu formulierte, sogenannte SEPA-Lastschriftformular auszufüllen, das wir selbstverständlich bereitstellen.

Wir freuen uns, wenn Sie uns weiterhin so tatkräftig unterstützen wie bisher. Gemeinsam können wir die technischen Umstellungen gut meistern und uns wieder unserem Kerngeschäft widmen – der Unterstützung unserer Projekte und der Zusammenarbeit mit unseren Partnern in Übersee.

**i** Ausführliche Informationen unter [www.sepadeutschland.de](http://www.sepadeutschland.de)



## — GESCHENK-IDEE

**Kalender 2014:  
Wasser ist Leben!**

**Wasser des Lebens:** So lautet der Titel des **Missionskalenders 2014**, den die Gossner Mission gemeinsam mit anderen evangelischen Missionswerken herausgibt. Dreizehn starke Fotos aus ebenso vielen Ländern entführen in eine ferne (Wasser-) Welt. Den Kalender im (aufgeklappten) **Format 48 x 32 cm**, jeweils mit passenden Bibelversen in drei verschiedenen Sprachen, gibt es zum Preis von **nur fünf Euro** plus Versandkosten bei der Gossner-Dienststelle. Eine schöne Geschenk-Idee für alle Gossner-Freunde.

**i** Zu bestellen mit Betreff „Kalender“ bei: [andrea.boguslawski@gossner-mission.de](mailto:andrea.boguslawski@gossner-mission.de) oder  
Tel. (0 30) 2 43 44 57 50  
(Mo–Do, 10–15 Uhr)

# „Auf der Veranda sitzt



**Aus dem kühlen Deutschland brachen die Missionare auf in tropische Gefilde; ohne Kenntnis der fremden Kultur. Monate entfernt von den Lieben daheim, von Eltern, Geschwistern und Kindern. Wie sah das Leben im Missionarshaus aus?**

Übernächtigt steige ich aus dem Flugzeug im Nordosten Indiens. Nach einer 24-stündigen Reise bin ich endlich angekommen. Ich werde in einen weißen Ambassador gesetzt, und wir fahren in die Mitte der Stadt Ranchi. Das ist heute die pulsierende Hauptstadt des Bundesstaates Jharkhand. Damals, 1845, als die ersten Missionare hier nach sechsmonatiger Reise ankamen, war es ein Dorf.

Die ersten Missionare waren Handwerker, die vom Berliner Pfarrer Johannes Evangelista Goßner (1773-1858) ausgebildet, für den Missionsdienst ordiniert und ausgesandt worden waren. Ihre Motivation und ihr Sendungsbewusstsein waren von der Erweckungszeit geprägt. Sie wollten „Licht“ in die „finstere Heidenwelt“ bringen. Diese

fremde Welt begegnete den Missionaren in Gestalt der indischen Ureinwohner, der Adivasi. Sie selbst lebten jedoch weitgehend europäisch und verstanden ihre Lebensführung als beispielgebend für ein christliches Leben. Davon erzählen bis heute die verbliebenen Missionarshäuser.

## Veranda muss sein

Nach kurzer Autofahrt gelangen wir aufs Kirchengelände in Ranchi. Es beherbergt heute Schulen, das Theologische College, die Fachhochschule, die Kirche, den Friedhof und mehr. „Du wirst im Lal Bangalo wohnen“, sagt der Bischof kurz. „Lal Bangalo – das heißt übersetzt das „rote Haus“, das „Herrenhaus“. Wir fahren auf ein Grundstück mit herrlichen alten Bäumen und halten vor einem stattlichen Gebäude.

Ein idyllischer Ort. Ein paar Stufen führen hinauf. Auf jeder Seite des Hauses gibt es eine Veranda mit Säulen. Sie sorgt für schattige Eingänge und dafür, dass die Wände der Wohnzimmer sich

Missionarsleben in Indien. Sonntags kommen die Familien Wagner, Wenzlaff, Preme und Bartsch zum Tee zusammen.

# die Mem Saheb“

## Leben im Missionarshaus: Zwischen Idyll und Entbehrung

Von DR. ULRICH SCHÖNTUBE

nicht in der prallen Sonne aufheizen. Innen ist es angenehm kühl. Das Haus besteht aus sechs miteinander verbundenen Räumen, ein Bad, eine Kammer. Früher lebte hier eine Missionarsfamilie, zuletzt bis vor wenigen Jahren das Ehepaar Hecker, das am Theologischen College lehrte. Der Lal Bangalo hat alle Elemente, die zum Normaltyp eines Missionshauses gehörten.

Bei der Baseler Mission war eine bestimmte Bauweise des Missionshauses entwickelt worden, das von vielen anderen Gesellschaften übernommen wurde. Der Baseler Missionsinspektor Joseph Friedrich Josenhans (1812-1884) wies die Missionare an, wie die Häuser anzulegen seien. Es sollte ein einstöckiges Haus sein, „mit vier bis acht Zimmern, mit Veranda ringsum, der als Korridor, Sonnen- und Regenschutz dient, mit der Längsachse von Ost nach West, damit die Sonne zu der Zeit, da sie durchscheint, nur die Schmalseiten bestrahlt“. Die Häuser sollten erhöht gebaut werden, „mindestens auf einem Sockel oder auf einem eigentlichen Unterstock“ stehen. Stufen sollten hinauf führen. Dies hatte nicht nur eine repräsentative Funktion, sondern hatte seinen Grund in der damals verbreiteten Miasmatheorie der Medizin des 19. Jahrhunderts: „Je näher dem Boden man schläft, desto sicherer stellt sich Malaria ein.“ Auf dem Boden wären – so dachte man – giftige Dämpfe, die Krankheiten beförderten. Deswegen gingen einige Missionare übrigens auch ungern zu Fuß, sondern ließen sich tragen.

Neben der Erhöhung des Gebäudes ist die Veranda ein wesentliches Ele-

ment des Missionshauses. Sie war nicht nur aus klimatischen Gründen wichtig. Sie diente vor allem als Ort für Besprechungen und Begegnungen. So wird aus der Familie des Gossner-Missionars Alfred Nottrott berichtet: „Der Mittelpunkt ist die Mem Saheb, die Frau des Missionars. (...) Unter der Veranda sitzt die Mem Saheb. Aber nicht allein. Um sie herum auf Matten eine Anzahl anderer Frauen. Es sind die Frauen der Katechisten und Lehrer der Station. Jede der braunen Frauen hat ihren Katechismus vor sich. Daraus lernen sie die wichtigsten Hauptstücke. (...) Eine Weile hat so der erste Unterricht gedauert, da werden die Bücher weggelegt und die Näharbeit hervorgeholt. Dabei geht's denn nun an ungezwungene Unterhaltung. Die Frauen erzählen von ihren Kindern, deren einige ganz fröhlich dort um sie herumkriechen. Die Mem Saheb weiß manche gar schön und beherzigenswerthe Geschichte.“

Eine Allee mit „akazienartigen Bäumen und einige Palmen“ (so beschreibt es eine frühe Schrift) führt zur ersten Missionarswohnung in Indien: dem Haus in Ranchi.



In dem idyllischen Bild wird allerdings nicht erzählt, dass es den Einheimischen meist nicht gestattet war, das Haus zu betreten. Zudem gab es – und das unterschied das Missionshaus deutlich vom Pfarrhaus in Deutschland – eine gewisse Anzahl von Bediensteten.

## Mit Koch und Wäscherin

Endlich habe ich ausgepackt und lasse mich aufs Bett fallen. Da gewahre ich, wie unglaublich hoch die Räume sind. Fünf Meter, sechs Meter? An der Decke sind Ösen angebracht. Für Lampen können sie bei der Raumeshöhe nicht gedacht sein. Aber wofür dann? Alfred Nottrott berichtet 1895 über das Innere des Hauses folgendes: „Am meisten würde uns beim Eintritt in die Stuben ein großer Fächer auffallen, der an der Decke befestigt ist. Es

Veranda muss sein:  
Missionshaus in  
Chapra.



ist die sogenannte Pankah, ein an Stricken hängender, doppelter Vorhang aus Baumwollenzug. An der Leine, die durch die Wand nach der Veranda hinausgeht, wird sie in Bewegung gesetzt. Ohne diese Pankah ist in der heißen Zeit der Aufenthalt selbst im luftigsten Zimmer unerträglich. Ohne sie hat man nach wenigen Augenblicken an jedem Finger des herabhängenden Armes einen großen Schweißtropfen, die Arme zittern, der ganze Leib wird matt, der Kopf wüst, die leichteste Arbeit unmöglich. Darum steht den ganzen Tag über, in der schlimmsten Zeit auch des Nachts, ein Kuli auf der Veranda und zieht die Pankah.“

Und Nottrott bittet die Missionsfreunde in Deutschland darum, die Hauskreise in den Gemeinden sollten doch bitte keine wollenen Socken mehr

nach Indien schicken: „Das ist gut gemeint, aber so unpraktisch als irgend möglich.“

Es gab also Bedienstete für alle Lebenslagen. Nottrott: „Manche fleißige deutsche Hausfrau wird es nicht fassen können, dass die Frau eines indischen Missionars weder selbst kocht, noch bei der Wäsche hilft.“ In der Regel arbeiten ein Koch und ein Wäscher im Missionarshaushalt. Das sei, so Nottrott, aber bescheiden im Vergleich zu manchen Haushalten von reichen Engländern, die für jede Arbeit einen besonderen Bediensteten hätten. Es entspräche der indischen Sitte, wonach jeder Eingeborene nicht mehr als eine Arbeit tue. So gebe es Wasserholer, Holzträger, Pferdekutcher, Pferdefütterer usw. Bescheidener sei hingegen das Missionshaus, da die dort lebende Familie zugleich eine beispielhafte und nachahmenswerte christliche Lebensführung abbilden wolle.

Dies betraf alle Bereiche des Lebens, die Ehe, die Kindererziehung und eben auch den Umgang mit den Dienstboten. Diesen grundsätzlichen Anspruch formuliert recht treffend Gustav Warneck, der Begründer der Missionswissenschaft: „Durch die Liebe, in welcher der Missionar mit seinem Weibe ein Leben in herzlicher Gemeinschaft führt, die Achtung, mit der er sie behandelt, (...) die Kinderzucht, den Verkehr mit den Dienstboten – durch das

### INFO

## Ergänzend zur Ausstellung

„Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses“: So lautet der Titel einer Ausstellung, die bis zum 2. März 2014 im Deutschen Historischen Museum in Berlin zu sehen ist. Aus Anlass dieser Ausstellung haben wir das Thema Missionshaus und Missionarsfamilie aufgegriffen.



**Ausstellung:**  
Deutsches Historisches Museum,  
Unter den Linden 2,  
10117 Berlin,  
tgl. 9 – 18 Uhr.  
[www.dhm.de](http://www.dhm.de)



alles bildet das Haus des evangelischen Missionars inmitten der heidnischen Umgebung eine Missionsstätte, die ohne Worte eine Predigt ist, welche unmittelbar durch die Anschauung wirkt.“ Doch die vorgeschriebene Idylle hatte ihre Merkwürdigkeiten und auch Schattenseiten.

### Die Braut vorher nie gesehen

Kurz nach meiner Ankunft gehe ich das Bücherregal im Lal bangalo ab. Es finden sich allerlei Romane, die Reisende im Gästehaus zurückgelassen haben. Mitten drin eine alte deutsche Bibel. In deren hinterem Teil Familiendaten, Hochzeiten, Kindsgeburten, Todesfälle. Alles ereignete sich in wenigen Jahren zwischen 1880 und 1890. Was wohl aus dieser Familie geworden ist?

Zu den Merkwürdigkeiten der Missionarsfamilie gehörte, dass sich die Eheleute sehr oft nicht selbst wählten. In der Regel wurde der Missionar zunächst als Junggeselle in das Missionsgebiet gesandt, während seine künftige Ehefrau als „Missionsbraut“ nachgeschickt wurde. So erging es zum Beispiel Carl Wilhelm Ottow, einem Tuchmacher aus Luckenwalde. Er wurde von Johannes Goßner nach Neu-Guinea, heute Westpapua, gesandt, wo er heute noch sehr verehrt wird. Als er etwa ein Jahr dort war, schrieb er seinem vertrauten Pastor Straube in der Heimat, er möge ihm eine „Gehülfin“ senden. Er hatte dabei auch eine konkrete Vorstellung. Es sollte Karoline Nitsche sein, eine Schwester aus einem kirchlichen Krankenhaus.

Diese lehnte aber offenbar ab, und so sandte Pastor Straube Auguste Letz,

die als Haushälterin und Kindermädchen in seinem Haushalt arbeitete. Auguste war sofort von dieser Aufgabe begeistert. Noch ohne eine Antwort aus Neu-Guinea zu bekommen zu haben, reiste sie über Amsterdam aus. In ihren Briefen nach Hause nannte sie ihren Bräutigam bereits „mein Carl“, obwohl sie ihn noch nie gesehen hatte. Die Ehe der beiden währte nur wenige Jahre. Denn Carl Ottow starb bald, wie so viele Missionare und Missionsbräute, an Malaria.

Zu den Schattenseiten der Idylle des Missionshauses gehörte der Umgang mit den Kindern. Sie wurden, wenn sie überlebten, meist im Einschulungsalter nach Deutschland gesandt, zu Verwandten oder in ein Internat. Während dies bei der Gossner Mission allerdings nicht durchgehend praktiziert wurde und einige Kinder bei ihren Eltern aufwuchsen, war dies bei der Baseler Mission üblich. Hier wurden die Missionare regelrecht angewiesen, ihre Kinder in die Heimat zu schicken. Dies begründete Direktor Josenhans 1853 damit, dass das „Klima des Tieflandes“ für die Heranwachsenden nachteilig sei. Auch könne sich bei den Kindern „ein moralisches Schamgefühl unter den halbnackten und nackten Heiden“ nicht ausbilden. Schließlich sei das Niveau der Schulbildung viel niedriger als in Europa.

So mussten die Eltern den besten Teil ihres familiären Lebens für ihren Missionsdienst opfern. Dabei wollten und sollten sie doch gerade mit ihrer Familie ein christliches Beispiel abgeben. Das ist das Paradox des Missionshauses. Manche Missionarskinder sahen ihre Eltern nie wieder. ■

Missionarskinder  
in Ranchi.



**Dr. Ulrich Schöntube** ist Direktor der Gossner Mission.

# Arati *lächelt* wieder

## Neu: Kinder lernen in ihrer Muttersprache und nach modernen Methoden

**Düster war der Klassenraum, eng und kalt. Hier saß Arati jeden Tag auf dem nackten Boden – voller innerer Abwehr gegen jede Art von Lernstoff. Und heute? Heute sitzt sie fröhlich über ihren Büchern. Das hat seinen Grund: Im nepalischen Bildungssystem sind Veränderungen im Gange.**

Aratis fröhliches Lächeln zeigt deutlich: Nun ist sie mit Freude bei der Sache.

Arati ist sieben Jahre alt und lebt mit ihrer Familie in einem kleinen Dorf in den nepalischen Bergen. Schon immer war sie ein aufgewecktes Kind – und dennoch gab es jeden Morgen Geschrei und Beschwerden, wenn sie in die Schule sollte. Ihre Mutter Sila, die selber nie die Schule besucht hat, wusste nicht weiter. „Ich war fest entschlossen, meine Tochter dorthin zu schicken. Schließlich soll sie mal die Möglichkeit haben, einen Beruf zu erlernen und auf eigenen Beinen zu stehen. Das ist ein großes Geschenk, das bis heute vielen Frauen in Nepal nicht vergönnt ist“, sagt Sila. Trotzdem fiel es ihr oft schwer, das schluchzende Kind morgens loszuschicken.

### HINTERGRUND

#### 124 Sprachen

Nepal ist ethnisch und kulturell ein Minoritätenmosaik. Im Jahre 2001 wurden über 100 verschiedene ethnische Gruppen sowie 124 verschiedene Sprachen und Dialekte gezählt. Nur rund 44,6 Prozent der Gesamtbevölkerung spricht laut der Volkszählung von 2011 Nepali als Muttersprache. Nur rund 60 Prozent der Erwachsenen können lesen und schreiben. Die nepalesische Regierung befindet sich im Begriff, das Bildungssystem umzustrukturieren.



cken. An anderen Morgenden schimpfte und tobte sie. „Ich konnte einfach nicht verstehen, warum sich Arati so heftig gegen den Unterricht wehrte.“

Für Arati aber war die Schule eine Qual. Schon als Fünffährige musste sie in einem dunklen, überfüllten Raum auf schmutzigem Boden sitzen und pausenlos herunterleiern, was auf der Tafel stand. Dabei verstand sie oft gar nicht, was sie da eigentlich deklamierete. Denn wie die meisten SchülerInnen ihrer Schule gehört Arati einer sprachlichen Minderheit an. Die offizielle Landessprache Nepali wird in ihrer Familie nicht gesprochen und in ihrem Dorf nur vereinzelt. Sie war völlig durcheinander.

Bis vor kurzem wurde in Nepal jedoch grundsätzlich in Nepali unterrichtet. Nepali wird als die Sprache angesehen, die die vielfältigen ethnischen Gruppen im Lande einen soll; Englisch wird als Zweitsprache unterrichtet. Diese Haltung wandelt sich allmählich. Man weiß: Kinder und Erwachsene lernen leichter in ihrer Muttersprache lesen und schreiben. Problematisch aber: Die Schulen haben Schwierigkeiten, das neue Programm umzusetzen, da es keine geeigneten Lehrmittel gibt.

Ein Problem, das auch die Vereinigte Nepalmission (United Mission to Ne-



Mutter Sila unterstützt den neuen Kurs der Schule.



de sitzen nun auf Kissen; der Boden ist mit Teppichen ausgelegt. Die SchülerInnen haben Zugang zu vielen neuen, farbenfroh gestalteten Unterrichtsmaterialien. Die Wände sind mit Buchstaben- und Zifferntafeln bedeckt. Ihr Lehrer, Homakala Hhanal, wurde in einem interaktiven Unterrichtsstil geschult, so dass er nun mit seiner Klasse auch singt und spielt, Gruppenarbeiten und Diskussionen einbezieht. Und das alles in der lokalen Sprache.

Aratis Schule hat hart daran gearbeitet, die Eltern in jeden Schritt dieses Prozesses mit einzubeziehen. Für die Klassenstufen eins und zwei wurden Müttergruppen gegründet. Außerdem wurden die Eltern eingeladen, an verschiedenen Trainingsprogrammen teilzunehmen. Sila war zunächst zurückhaltend, überwand dann aber ihre Scheu. „Nun verstehe ich, was es mit elterlicher Verantwortung und mit den Rechten von Kindern auf sich hat“, sagt sie heute.

Die anderen Eltern ermutigt sie, ihre Kinder ebenfalls zur Schule zu schicken und den neuen Kurs zu unterstützen. Und sie selbst kümmert sich darum, dass Arati in ihrer Schuluniform proper gekleidet ist und verabschiedet ihre Älteste nun jeden Morgen mit einer Umarmung; tief erleichtert, dass diese sich gegen den Unterricht nun nicht mehr wehrt. Denn ganz im Gegenteil: Arati läuft glücklich den Weg hinunter, begierig, ihre Freunde und Lehrer zu treffen und gespannt darauf, was der neue Tag bringen mag. ■

pal, UMN), Partner der Gossner Mission in Nepal, erkannt hat. Dort war man besorgt über die hohe Zahl der Fehlzeiten und der Schulabbrecher. Die Bildungsexperten der UMN suchten nach einer Lösung. Mittlerweile hatten einige Schulen schon selbst die Initiative ergriffen und das vorhandene Material in die örtlichen Sprachen übersetzt. Doch eine übergreifende Lösung tut Not. So beauftragte die UMN Experten, neue Bücher für verschiedene Bildungsbereiche zu erarbeiten, in denen auch regionale Beispiele, Sitten und Gebräuche aufgegriffen werden. Ein langer und zeitraubender Prozess, der sich jedoch auszahlt.

Denn es geht nicht nur um neue Bücher. Damit einher gehen Veränderungen in der Lehrpraxis und in den Klassenräumen. Arati und ihre Freun-



Autorin **Lyn Jackson** ist Öffentlichkeitsreferentin der United Mission to Nepal.

# Ein Kantor in Kathmandu

**Georg Popp bringt Christen  
in Nepal Trompete bei**

**Glühende, staubige Hitze. Lärm von der Straße dringt durch das Fenster. Es ist 6 Uhr morgens. Georg Popp, Domkantor aus Fürstenwalde, findet sich in einem einfach eingerichteten Gasthaus in Kathmandu wieder. Er ist hier, um nepalischen Christen das Spielen auf der Trompete beizubringen.**

Drei Jahre zuvor zuvor war ein Dutzend Trompeten in einer Kirche in Kathmandu angekommen. Eine Spende der „Herrnhuter Brüdergemeine“ aus Amerika. Leider lagen die Instrumente seitdem unbenutzt herum, denn niemand wusste etwas damit anzufangen. Eine Bitte erreichte unsere Nepal-expertin Dorothea

Friederici: Könnt ihr uns helfen? Davon erfuhr Kantor Georg Popp zufällig.

Als Vorsitzender des Posaunenrates der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz saß er mit dem Landesposaunenpfarrer und Direktor der Gossner Mission, Ulrich Schöntube, zusammen. Dieser plante, im Herbst nach Kathmandu zu reisen - anlässlich eines Musikwettbewerbs, bei dem Gruppen von nepalesischen Christen mit traditionellen Instrumenten ihrer Heimat auftreten sollten. Organisiert wurde der Wettbewerb von

Mit Gartenschlauch und Trompete.



Kantor Popp mit drei seiner Schülerinnen. (Fotos: Ulrich Schöntube)



der „Christian Arts Association of Nepal“ (CAAN) und von der Gossner Mission. Besonderheit: Dem Gewinner sollte eine Reise nach Ranchi zur indischen Gossner Kirche winken.

Popp schloss sich den Plänen an. Beziehungsweise: Er reiste mit Dorothea Friederici voraus, um die Idee in die Tat umzusetzen. 26 TeilnehmerInnen hatten sich angemeldet. Der Domkantor sah sich bereits bei den ersten Proben mit Problemen konfrontiert. Von den vorhandenen Instrumenten waren die meisten „nicht in einem spielfertigen Zustand“, wie Popp betont. Glücklicherweise hatte er noch 13 weitere Blasinstrumente mitgebracht, von denen er am Ende den Großteil vor Ort ließ. Insgesamt waren es etwa 20 Instrumente, dazu eine Vielzahl von selbst gebastelten Trompeten zum Üben. Denn mit Plastiktrichter, einem Stück Gartenschlauch und einem Plastikmundstück lässt sich eine „Übungstrompete“ ganz gut zusammenbauen ...

Jeden Tag probte Popp nun mit drei Gruppen. Bei 35 Grad Celsius brachte er seinen Schülern die Grundkenntnisse des Musizierens bei. Nur zwei oder drei hatten es schon mal ausprobiert. Es war eine sehr gemischte Gruppe, die sich zum Musizieren bei ihm angemeldet hatte: junge und alte Leute, Jungs wie Mädchen, Männer und Frauen. „Die



Jüngste war neun Jahre alt“, lächelt Georg Popp. Der Kantor, der Kirchenmusik studiert hat, übte mit ihnen nepalische Volkslieder und christliche Lieder. Dazu schrieb er neue Sätze, damit jede/r mitspielen konnte, egal, ob er gerade auf einem „richtigen“ oder einem Übungsinstrument spielte. Diese wurden untereinander ausgetauscht, damit jeder die Chance bekam, einmal auf einer Trompete zu spielen. Das

tivieren, auch mal über den Tellerrand zu blicken“, sagt Popp. Darauf zielte auch der anschließende Musikwettbewerb, zu dem Ulrich Schöntube anreiste. An diesem Wettbewerb durfte Pops Bläsergruppe nicht teilnehmen, da er nur für Spieler traditioneller nepalischer Instrumente gedacht war. Aber: „Die Bläser durften beim Festivalkonzert, an dem auch der deutsche Botschafter Frank Meyke mit seiner Frau teilnahm,

außer Konkurrenz auftreten und so ihr Können den rund 400 Zuhörern präsentieren. Unser Einsatz in Nepal war ein voller Erfolg“, sagt Georg Popp stolz. Denn der Auftritt der Bläsergruppe führte dazu, die eigene Musikkultur im Zusammenhang des weltweiten Gotteslobs zu sehen. „Gott, wir

danken Dir für dieses Fest, denn wir verstehen nun mit dem Herzen, dass wir mit unserer Musik als Christen in Nepal Teil einer weltweiten Familie sind“, so ein nepalischer Musiker.

Im Frühjahr 2014 will Kantor Popp erneut für zwei Wochen nach Kathmandu reisen: „Der Grundstein für eine Weiterarbeit ist gelegt.“ ■

„ Nun ist der Augenblick da, dass ich mein geliebtes Anfängerinstrument übergebe. Der materielle Wert mag nicht hoch sein, aber der emotionale: In der DDR unterm Ladentisch erstanden, manches Vorspiel damit durchzittert, unzählige Siebenbürgenfahrten mit dem Posaunenchor begleitet, ein Ensemble gegründet, Wettbewerbe gewonnen, nach Amerika gereist nach der Wende, nun eine Heimstatt findend beim jungen Musiker Prakash in Kathmandu. Also: Gott befohlen!

**Dr. Ulrich Schöntube** trennte sich von seiner Erst-Trompete.

sollte das Zusammengehörigkeitsgefühl der christlichen Gemeinde stärken.

Nur etwa zwei Prozent der Nepali sind Christen. Es sind größtenteils einzelne Gemeinden, die ein wenig miteinander kooperieren, sich aber als Teil einer ökumenischen weltweiten Familie verstehen. „Wir wollten die Leute neugierig auf Unbekanntes machen, sie mo-

Herzlichen Dank an die Zeitung „die Kirche“, die uns den Artikel von **Sophie Hommerich** zur Verfügung gestellt hat.

**Als junge Krankenschwester in den Bergen Nepals arbeiten; ohne Sprachkenntnisse, ohne die gewohnten Bedingungen, ohne Komfort – wie fühlt sich das an? Maria Taege (25) aus Regensburg hatte vom Missionshospital Chaurjahari gelesen und wollte sich dort engagieren. Was aber nicht immer einfach war. Hier berichtet sie von ihrem dreimonatigen Einsatz: von Ängsten und Einsamkeit, von Erfolgen und Erfahrungen.**



Bitte beachten Sie zum Missionshospital auch unsere Rubrik „E-Mails aus ... Nepal“ (Seite 25).

Kathmandu. Von hier aus ist das Bus-ticket bereits organisiert; ich werde zum Busbahnhof gebracht, und am Zielort Nepalganj wartet jemand, der mich ins Hotel bringt. Die Krankenhausgesellschaft „Human Development and Community Services (HDCS)“ kümmert sich um alles. Aber ich bin dieses Umsorgtsein nicht gewöhnt, und es fällt mir schwer, mich darauf einzulassen. Mit diesem emotionalen Spagat aber werde ich noch oft zu kämpfen haben.

Am folgenden Morgen wartet eine Fahrradrickscha auf mich. Ich will nicht einsteigen, wiegt der Fahrer doch gerade einmal die Hälfte von mir. Doch reicht weder die Zeit noch meine Willenskraft, um eine Stunde Fußmarsch mit Gepäck zum Flughafen von Nepalganj zu bewältigen. Also willige ich schließlich doch noch ein...

Dann Chaurjahari! Hier werde ich mit Blumenketten empfangen. Schon wieder trägt irgendjemand meinen Rucksack.



Freundliche Begrüßung mit Blumenkette.

# Tanzstunden

## Hin und her gerissen: Als junge Krankenschwester im Missionshospital

Von MARIA TAEGE

Dann eine kurze Führung durchs Krankenhaus, eine Tasse Tee und das Mittagessen. Zu Mittag gibt es Dal Bhat (eine traditionelle nepalesische Speise, bestehend aus Reis und Linsensoße) – wie von nun an fast an jedem folgenden Mittag und Abend. Doch selbst zum Schluss, nach drei Monaten, habe ich immer noch nicht genug von dieser Köstlichkeit.

Die Nacht ist kalt. Ich bin froh, meinen warmen Schlafsack zu haben, sowie noch zwei weitere Decken, die mich wärmen. Fensterscheiben gibt es nicht in meinem Zimmer, weshalb es im Inneren genauso kalt ist wie draußen: drei Grad Celsius. Ich frage mich, wie die Patienten mit nur einer Decke schlafen können. In den nächsten kalten Wochen wird mich dieser Gedanke noch oft plagen und für Gewissensbisse sorgen.

### Trainingsstunden

Am nächsten Morgen werde ich in der Andacht offiziell begrüßt. Ich verstehe kein Wort, lächle freundlich, vor mir eine deutsche Bibel. Es ist ein komisches Gefühl, seit meiner Konfirmation wieder einmal die Bibel in der Hand zu halten und sie bewusst zu lesen.

Die ersten zwei Tage verbringe ich im OP – ganz schön aufgeregt, habe ich doch in Deutschland noch nie im OP gearbeitet. Hingegen wundern sich die Nepali über meine Ausdauer beim Blutdruckmessen. Mit deutscher Pünktlichkeit absolviere ich diese vertraute Aufgabe immer und immer wieder im Fünf-Minuten-Takt und werde dafür belächelt.

# Gottes



Dann warten die Vorsorgesprechstunde – und die ersten verzweifelten Momente. Ich weiß nicht, wie man die Schwangerschaftswoche einer Frau bestimmt. Ich weiß nicht, wie man eine vaginale Untersuchung macht, und schon gar nicht weiß ich, wie ich mit den Frauen kommunizieren soll. Denn mein Wortschatz begrenzt sich auf die Begrüßungsformel „Namaste“. Also mache ich mich wieder nützlich, kontrolliere Blutdruck und Gewicht. Da ich kein Nepali spreche und die Schwester kaum Englisch, gestaltet sich der Wissenstransfer jedoch eher schwierig. Meine Messwerte kann ich auch nicht eintragen, da die Dokumente in Sanskrit verfasst sind. Aber am Ende des

Tages habe ich gelernt, wie man die Schwangerschaftswoche bestimmt, wie man die Gebärmutter tastet, und ich habe sogar den Herzschlag eines ungeborenen Kindes gehört. Mächtig stolz und fix und fertig, schlafe ich ein.

Am zweiten Tag gibt mir der nepalesische Arzt Ishan eine Unterweisung in vaginaler Untersuchung. Am Abend ist auch diese neue Herausforderung bewältigt. Doch an das Gefühl, dass es von meiner Beobachtung und Untersuchung abhängt, dass die richtige Diagnose gestellt werden kann, bzw. Gebärmutterkrebs frühzeitig erkannt wird, muss ich mich erst gewöhnen – und schaffe das bis zum Schluss nicht ganz.

Drei Grad Celsius drinnen und draußen: Maria Taege freut sich auf den Morgentee.

## Fehlritte

Am nächsten Tag erwartet mich dann meine eigentliche Arbeit – die Arbeit im Krankenhausstrakt. Ich durchlebe alles – Visite, Verbandwechsel, Mobilisation, Bettenwechsel, Injektionen vorbereiten, Injektionen verabreichen, zur Abwechs-



Ankunft mit dem Flieger.

„Hauptsache ist doch, dass die Menschen gesund werden!“. Eine junge Mutter mit ihrem Neugeborenem. (Fotos: Maria Taege)

lung mal Blutdruck messen – und stehe am Ende des Tages mit Tränen in den Augen da und dem Gefühl, nichts zu können und alles falsch zu machen. Ich empfinde mich als fünftes Rad am Wagen, als Belastung für alle, und fürchte, dass sich das nie ändern wird. Alle sind wegen meiner Tränen geschockt, denn hier weint man nicht, schon gar nicht in der Öffentlichkeit. Doch ich kann nicht mal genau sagen, warum ich weine. Es ist alles zu viel. Zu viel, dass ich nicht nach dem „Warum“ fragen kann, zu viel, dass ich nicht erklären kann, warum ich Dinge mache, wie ich sie mache. Ich kann also auch meine „Fehler“ nicht erklären. Dabei scheint es mir nicht falsch, leere Infusionsflaschen und benutzte Spritzen und Binden wegzuworfen. In Deutschland habe ich das ja auch immer so gemacht und ich will doch nur helfen ...

## Üben, Üben, Üben

Neuer Tag – neues Glück. Während ich friere und morgens überlege, wie ich meinen Kittel über Pullover und Jacke schließen kann, laufen die Schwestern und Patienten in Flip Flops rum. Wie hal-

ten sie das aus? Auch nicht besser als ich, wie ich dann feststelle, und ich sehe zum ersten Mal Erfrierungen. Da ich weiß, dass sich an der Sprachbarriere etwas ändern muss, fange ich an, endlose Vokabellisten zu erstellen. Die Menschen, mit denen ich täglich zusammen esse (und die ich als meine neue große



Familie bezeichne), helfen mir dabei, Vokabeln ins Nepalesische zu übersetzen. Abends sitze ich dann nach einem Zehn- bis Zwölf-Stunden-Tag in meinem Zimmer, vervollständige Tabellen und lerne Vokabeln. Von meiner Mutter habe ich mal ein kleines medizinisches Wörterbuch Deutsch-Englisch bekommen, das mir hier sehr nützlich ist. Ob sie damals schon wusste, wie sehr ich es brauchen würde? Überhaupt fehlen mir meine Freunde und meine Familie. Die engen Familienbande in Nepal erinnern mich täglich daran, was für wundervolle Menschen zu Hause warten.

Nachdem die erste Woche doch eher etwas dramatisch endet, beginnt die zweite voller Lernerfolge. Ich lerne Litho kochen, einen Brei gegen Mangelernährung, ich sehe meine erste Geburt, verstehe ein paar grundlegende Prozesse im Krankenhaus und habe den ungefähren Ablauf einigermaßen verinnerlicht.

All diese kleinen Dinge, die ich mir mühsam erarbeiten muss und die mich mit Stolz und neuem Selbstbewusstsein erfüllen, sorgen auf Seiten der nepalesischen Krankenschwestern für Verwun-

derung und Unverständnis. Wie kann ich als Krankenschwester nicht wissen, wie man entbindet? Wie nicht wissen, wie man einen proteinreichen Brei für Mangelernährte kocht? Wie mich darüber wundern, dass Spritzen wiederverwendet werden?

Dazu will ich erläutern, dass das System in Nepal ein anderes ist als in Deutschland. Zuerst werden die jungen Frauen dort Hebamme (ein Jahr), dann werden sie Krankenschwester und zum Schluss Oberschwester. Blöd nur, dass sich meine Erfahrungen mit Neugeborenen auf ein sechswöchiges Praktikum auf einer Entbindungsstation begrenzen, in dem ich fast ausschließlich Stillgesprächen gelauscht habe. Die Schwestern in Chaurjahari sind alle ausgebildete Hebammen.

### Interpretationstanz

Die Arbeit auf der Entbindungsstation gibt mir viel zum Nachdenken. Ich bin erstaunt, wie tapfer die Frauen die Schmerzen der Geburt ertragen, und überrascht, dass sie die Geburt allein durchstehen, ohne Beistand von Ehemann oder Mutter. Und dann kommt die Frage: „Mädchen oder Junge?“ Ist es ein Junge, sind sie stolz; ein Mädchen empfinden sie als Niederlage. Sie haben Angst vor der Verachtung der Verwandten, Schlägen der Schwiegermutter und den Schmerzen der nächsten Geburt, die unweigerlich folgen wird. Denn viele hier glauben, dass nur Männer in der Lage sind, Geld zu verdienen, um die Familie zu ernähren.

Mich macht dieses Geschlechterdenken wütend, hat es doch auch zur Folge, dass viele Frauen sehr schüchtern sind, den Blick senken, beispielsweise ihren achtjährigen Sohn für sich sprechen lassen und sich immer zurücknehmen. Sie essen zuletzt, und sie bedienen. Da ich mich zu keiner Zeit damit anfreunden kann, lasse ich keine Gelegenheit aus, den Frauen Selbstbewusstsein zu predigen bzw. es ihnen vorzuleben. Natürlich ändere ich nichts,

außer dass manche Frauen neidisch darauf sind, dass ich so selbstbewusst sein kann. Würden sie sich aber selbst so emanzipiert benehmen, so bekämen sie sicherlich Probleme. Ein „aufsässiges und zänkisches Weib“ will schließlich niemand zur Frau.

### Vom Walzer zum Foxtrott

In den seltenen freien Momenten setze ich mich zu den Ärzten in die Sprechstunde. Immer lächelnd, erklären und helfen sie mir viel. Doch so bemüht alle sind, fühle ich mich doch oft allein. Kein eigenes Internet, keine Möglichkeit, abends auszugehen, stattdessen offene Fenster in meinem Zimmer, die mir einerseits keine Privatsphäre lassen, und durch die ich andererseits die Gespräche und das Lachen der anderen höre. Ich erinnere mich an die Worte meines Vaters: Hindernisse sind dazu da, überwunden zu werden. Also weiter Vokabeln lernen.

Nachdem ich zu Hause ausgezogen war, habe ich aufgehört, Tischgebete zu sprechen. Doch hier fühlt sich das vertraute Ritual gut an. Eines Abends fordert man mich auf, das Gebet zu sprechen. Natürlich fällt mir zunächst nichts ein. Dann kämpft sich ganz langsam „Komm Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast“ an die Oberfläche. Gleich am nächsten Tag schreibe ich meinen Eltern eine E-Mail mit der Bitte um Tischgebete, um mein Repertoire zu vergrößern.

So gehen die ersten Wochen ins Land. Mein Sprachschatz verbessert sich, und während ich am Anfang noch viel mit dem Zwiespalt zwischen deutschem Hygienestandard und nepalesischen Gegebenheiten zu kämpfen habe, finde ich nun meinen Frieden: Den Ausschlag gibt doch, dass die Menschen, die ins Hospital kommen, gesund werden!

**Wie es Maria Taege in Chaurjahari weiter erging? Das erfahren Sie in unserer nächsten Ausgabe! ■**

**HIER  
KÖNNEN SIE  
HELFE!**

Das Missionshospital Chaurjahari ist auf Spenden angewiesen. Bitte helfen Sie jetzt.

**Spendenkonto:**  
Gossner Mission,  
EDG Kiel, BLZ 210  
602 37, Konto 139  
300. **Kenntwort:**  
**Nepal – Missions-**  
**hospital**



Autorin **Maria Taege** machte ihre Erfahrungen in Chaurjahari im Frühjahr 2013.

## IDEEN & AKTIONEN

### — AUF REISEN

## Gruppe aus Westfalen in Indien

Mit 28 TeilnehmerInnen besuchte eine Reisegruppe aus dem Kirchenkreis Herford (Westfalen) die Gossner Kirche in Indien. In Ranchi wurde die Gruppe von Vertretern der Kirchenleitung begrüßt. Zudem standen hier die Christuskirche, Schulen, Ausbildungsstätten und das neu erbaute Jugendzentrum auf dem Programm. Immer begleitet von Empfängen, Tänzen und Liedern führte die Fahrt nach Fudi, Khunti, Govindpur und in andere Gemeinden. Dort wurden Projekte besucht, die von Gemeinden des Kirchenkreises Herford unterstützt werden. Wenige Wochen später gab's ein Wiedersehen mit **Bischof Nelson Lakra** im Gottesdienst in der Bartholomäuskirche zu **Rödinghausen** und danach einen „echten“ indischen Abend in Westfalen.



### — AKTION

## Kinder jonglieren für Kinder



242 Euro haben Kinder in **Rode-wisch** (Sachsen) für die Schulen in **Sambia** eingespielt – oder eher „einjongliert“, wie **Angelika Heinzmann-Berger** vom Zirkus „Himmelblau“ erzählt. Denn bei der Zirkus-Benefiz-

veranstaltung unter dem Motto „**Kinder helfen Kindern**“ ging's vor allem artistisch zu. Ein dickes Dankeschön nach Rode-wisch für diese weitere gelungene Spenden-Aktion für Sambia!

### — SAMBIA

## Wandgemälde feierlich enthüllt

In frischem Glanz erstrahlen seit wenigen Wochen künstlerisch einzigartige Wandgemälde an einer Mädchenober-



schule in **Choma/Sambia** – dank der Unterstützung durch die Gossner Mission. Verkratz, verblasst und übermalt – so hatten die beiden früheren Gossner-Mitarbeiter **Elisabeth und Reinhart Kraft** die Bilder des verstorbenen sambischen Künstlers **Emmanuel Nsama**

2008 in der Schule entdeckt und beschlossen, nach Möglichkeiten der Restaurierung zu suchen. Anlässlich der 50-Jahr-Feier der Einrichtung konnte nun **Silvia Massebo**, Ministerin für Tourismus und Kunst, die Wandgemälde, die allesamt biblische Geschichten darstellen, feierlich enthüllen – sehr zur Freude der beiden unermüdlichen Unterstützer aus Berlin.



Foto-Album „Kleine Schätze aus Sambia“ auf unserer facebook-Seite: [www.facebook.com/GossnerMission](http://www.facebook.com/GossnerMission).

— ZU GAST

**Sari unterm Hammer**



Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten ... In Lippe wurde jetzt auf amerikanische Weise ein Sari versteigert. Bei zwei Euro ging's los, bei 150 Euro fiel der Hammer. Eine Super-Idee, mit der der **Lippische Freundeskreis** mal wieder jede Menge Einfallsreichtum im Spendensammeln bewies. Der Abend des Lippischen Freundeskreises fand anlässlich des Deutschlandbesuchs von **Bischof Nelson Lakra** statt, der in Lippe, Westfalen, Ostfriesland und Berlin Gemeinden, Schulen und Unterstützerverkreise besuchte, an Gottesdiensten teilnahm und von der Situation in seiner indischen Heimat berichtete, stets begleitet von unserem Kollegen **Wolfram Walbrach**.

— INS AUSLAND

**Junge Krankenpfleger gehen nach Sambia**

**Philipp Rihlmann** und **Ronja Morbach**, die vor kurzem ihre Ausbildung zum/zur KrankenpflegerIn abgeschlossen haben, werden ab Dezember im Krankenhaus von Mbereshi in der Luapula-Provinz im äußersten Norden Sambias im Einsatz sein. Die beiden hatten sich zu Beginn dieses Jahres an die Gossner Mission gewandt, mit der Frage nach der Möglichkeit, in einem sambischen Krankenhaus ein Volontariat zu absolvieren. Die Gossner Mission nahm Kontakt auf zur „United Church of Zambia (UCZ)“, die zwei Missionskrankenhäuser unterhält. Am **12. Dezember** werden die beiden jungen Leute nun für ein halbes Jahr ausreisen, um ihr Wissen und Können den Menschen in Sambia zugute kommen zu lassen und zugleich selbst Erfahrungen zu sammeln.



Foto: Gerd Herzog

**i** Lesen Sie zu den Erfahrungen junger Menschen in Übersee auch unseren Beitrag „Tanzstunden Gottes“, Seite 14.

— GESCHENK-IDEE

**Freude und Hoffnung schenken**

**Geschenke mit Herz und Hand:** So heißt die Geschenk-Idee der Gossner Mission. Gerade zu Weihnachten ist das eine gute Sache: **Sie schenken einem lieben Menschen etwas Wertvolles – und zugleich Menschen in Not konkrete Hilfe.** Und so geht's: Sie suchen im beiliegenden Geschenke-Faltblatt oder auf unserer Webseite ein schönes Geschenk aus: Dieses verschenken Sie symbolisch an einen lieben Menschen – und die Geschenksumme geht als Spende an ein Gossner-Projekt. So können sich viele über das Geschenk freuen: Sie selbst, der/die Beschenkte und **Menschen in Not, die Hilfe erfahren und Hoffnung verspüren.** Ist das nicht wirklich eine schöne Geschenk-Idee zu Weihnachten?!



**i** [www.gossner-mission.de/](http://www.gossner-mission.de/) Geschenke  
Sollte der Geschenke-Flyer in Ihrem Heft nicht beiliegen oder Sie weitere Flyer benötigen: Anruf genügt. Tel. (0 30) 2 43 44 57 50 oder [info@gossner-mission.de](mailto:info@gossner-mission.de)

# Nur mit Kopftuch!

## Frauen in der Kirche: Der steinige Weg zur Normalität

Von Dr. VOLKER WAFFENSCHMIDT

Frauenpower!  
Peggy Kabonde  
und Pfarrerin Alice  
Mulenga bei ihrem  
Besuch beim Sam-  
biakreis Harlinger-  
land (Ostriesland)  
im Mai 2013.  
Foto: Volker Waffenschmidt



Eine starke  
Frau: Peggy  
Kabonde.

**Peggy Kabonde, Generalsekretärin der Vereinigten Kirche von Sambia, hat ihren Posten seit 2010 inne – als erste Frau an dieser Stelle, allein unter zehn männlichen Bischöfen. Wie ist es ansonsten um die Frauenrechte in ihrer Kirche bestellt?**

Im kommenden Jahr, am 24. Oktober 2014, begeht Sambia den 50. Jahrestag seiner Unabhängigkeit. Anlass für Reden, Märsche, Hymnen und Fahnen. Kaum ein Vierteljahr danach wird die größte protestantische Kirche des Landes ihr Gründungsjubiläum feiern: Am 16. Januar 1965 entstand aus dem Zusammenschluss mehrerer Missionskirchen die United Church of Zambia (UCZ).

Gleichzeitig wird dieses Datum Anlass zum Nachdenken über den weiteren Weg der Kirche sein. So wie es Peggy Kabonde in ihrer Doktorarbeit macht, die in diesen Tagen in Druck geht. Titel: „Die Ordination von Frauen: Partnerschaft, Praxis und Erfahrung der United Church of Zambia“. In Deutschland ist das Thema schon lange kein Aufreger mehr. Denkt man. Aber Obacht, stimmt denn das? Die erste Pastorin einer Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland wurde 1958 in Lübeck ordiniert. Als letzte Landeskirche, die Frauenordinationsrechte betreffend, folgte jedoch erst 1991 Schaumburg-Lippe, und es dauerte gar bis zum Jahre 2011, dass in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Baden die erste Frau ins Amt eingeführt wurde.

Und in Sambia? Peggy Kabonde berichtet in ihrer Arbeit von zögerlichen



Bedenkenträgern und Patriarchen, von Widerständen, ja von Beleidigungen. Alles begann 1967 mit Peggy Hiscock, einer Missionarin der englischen methodistischen Kirche. Seit vielen Jahren schon lebte und arbeitete sie im missionarischen Dienst im damaligen Nord-Rhodesien, also im heutigen Sambia. Bis zu dem Tag, da sie eine Anfrage an die Kirchenleitung der UCZ stellte, sie möge als Pastorin ordiniert werden. Gänzlich unvorbereitet traf die Frage die leitenden Männer. Ratlos verwiesen sie die Frage zunächst zurück an die aussendende Kirche. Wenn es von dort keine Einwände gäbe ... Vielleicht hoffte man ja auf diese und somit auf eine elegante Lösung des Problems.

Die Methodisten aber hatten nichts einzuwenden, und so lag der Ball wieder im Feld der UCZ. Es dauerte noch drei Jahre, bis im November 1970 Peggy Hiscock als erste Frau in der Geschichte der United Church of Zambia in ihren Dienst eingeführt wurde. Noch heute sprechen Frauen in Sambia, so beschreibt es Peggy Kabonde, von der Zeit vor dieser Ordination als vom „dunklen Zeitalter“. Doch es brauchte noch weitere sechs Jahre, bis im Juli 1976 mit Violet Sampa-Bredt die erste Sambierin zur Pastorin ernannt wurde. Ihre Geschichte steht auf einem anderen Blatt. In diesem Heft. (Lesen Sie mehr auf Seite 22).



den männlichen Ältesten angesprochen, wo sie denn ihr Kopftuch habe. Predigen und Abendmahl, das gehe nur mit Kopftuch, so sage es schon Paulus. Perplex und kaum zur Gegenrede fähig ergibt sich die junge Frau in ihr Schicksal und nimmt das Kopftuch, das ihr „hilfreich“ dargeboten wird.

Ein Beispiel anderer Art trug sich im Mai zu, als Peggy Kabonde auf Einladung der Gossner Mission zu einem Partnerschaftsbesuch nach Deutschland kam. Als Gastreferentin auf dem Kirchentag in Hamburg präsentierte sie in einer kleinen Runde afrikanischer Kirchenführer, Männer und Frauen, eine Zusammenfassung ihrer Dissertation, natürlich verbunden mit einem starken Plädoyer für den pastoralen Dienst von Frauen. Die Reaktion der Zuhörerenden in der anschließenden Diskussion ließ aufforchen. Denn es gab Widerstand. Allerdings von Frauen: Versatzstücke aus der Bibel wurden vorgebracht, aber auch andere Einwände. Wie denn eine Frau ihren pastoralen Dienst mit ganzem Herzen versehen könne, wenn sie sich doch auch noch um Haus und Kinder kümmern müsse? „Dass eine solche Frage nie an einen Mann gerichtet wird; dass sie zudem von Frauen erhoben wird, die selbst in weltlichen Berufen eingebunden sind – eine war Anwältin! – das ist doch nicht zu fassen“, empört sich Kabonde.

Es waren übrigens die Männer in dieser Gesprächsrunde, die sie letztlich auf ihrem Weg ermutigten. „Wir brauchen mehr Frauen in Führungspositionen, in Staat und Gesellschaft und in der Kirche. Wir können es uns einfach nicht leisten, eine Hälfte unseres großartigen menschlichen Potenzials brach liegen zu lassen, auch nicht in der Kirche“, so die vielleicht etwas sehr pragmatische Argumentation. Immerhin: die Einstellung lässt hoffen, auch über das Jubiläumsjahr 2015 hinaus. ■

**HIER  
KÖNNEN SIE  
HELFE!**

Die Gossner Mission fördert Frauen inambia in mehreren Programmen. Bitte unterstützen auch Sie die Frauenförderung!  
**Spendenkonto:**  
Gossner Mission,  
EDG Kiel,  
BLZ 210 602 37,  
Konto 139 300.  
**Kennwort: Sambia  
Frauenförderung**

Bahn brechend waren diese Pionierinnen, doch noch immer gab und gibt es Hindernisse zu überwinden, Probleme mit der Akzeptanz in Hierarchie und Gemeinden. Peggy Kabonde gibt ein eindrückliches Beispiel aus eigenem Erleben. Als sie einmal mit einem Amtsbruder zu einem Krankenbesuch fährt, ist sie es, die das Fahrzeug steuert. Als sie das Haus des Kranken erreichen, spielen dort gerade einige Jungen Fußball. So um die sechs Jahre alt mögen sie sein. „Als einer der Jungen mich am Steuer des Autos erblickte“, schreibt Kabonde, „rief er, so laut er konnte: Jetzt seht euch bloß mal diesen Blödsinn an, eine Frau, die am Steuer sitzt, und der Mann sitzt nur daneben!“ Dass sie eine solche Begebenheit in ihrer Doktorarbeit erwähnt, zeugt von der Tiefe der Verletzung.

Doch noch weitere Beispiele zeigt Peggy Kabonde auf, Beispiele von Pastorinnen, die sie für ihre Arbeit interviewt hat, Beispiele von Widerstand, Peinlichkeit und Erniedrigung. Nicht allein, dass Frauen in Kirchengremien Kompetenzen abgesprochen werden. Einige hielten Frauen für ungeeignet, das Abendmahl auszuteilen. Zumindest zur Zeit ihrer Menstruation seien sie doch wohl kultisch unrein. Eine andere Pastorin berichtet von ihrem ersten Gottesdienst in einer neuen Gemeinde. Auf dem Weg in die Kirche wird sie von



**Dr. Volker Waffenschmidt** arbeitet im Sambia-Referat der Gossner Mission.

# Eine starke Christin

## Zielstrebig, engagiert und streitbar: Violet Sampa-Bredt – Erfolgreich in Kirche und Politik

Von Dr. VOLKER WAFFENSCHMIDT



Die Parlamentsabgeordnete: Violet Sampa-Bredt bei politischen Gesprächen.



„Starke Frauen für Sambia“ So der Titel eines neuen Gossner-Flyers. Jetzt bestellen und gewünschte Stückzahl angeben: [info@gossner-mission.de](mailto:info@gossner-mission.de)

**Ob sie sich als Pionierin fühle, frage ich Violet Sampa-Bredt. Immerhin war sie die erste sambische Pastorin in der United Church of Zambia (UCZ), die 1976 ordiniert wurde. Bescheiden verweist sie auf eine andere, auf Peggy Hiscock, die methodistische Missionarin, die ihr den Weg geebnet habe. Dennoch: Violet Sampa-Bredt hat eine neue Ära in der Geschichte ihrer Kirche eingeläutet.**

Violet Sampa wurde 1950 in einer Kleinstadt im Norden Sambias geboren. Fünf Töchter und drei Söhne haben ihre Eltern. Ihren Vater beschreibt sie als einen einfachen Mann ohne hohe Schulbildung, jedoch mit einem weiten Herzen. „Weisheit hängt nicht vom Bildungsgrad ab“, sagt Sampa-Bredt. Der Vater jedenfalls achtet sehr darauf, dass seine Töchter eine ebenso gute Schulbildung erfahren wie seine Söhne und fördert alle gleichermaßen.

So kommt Violet auf eine katholische Klosterschule. Als ich sie frage, wie sie auf den Gedanken verfiel, Pastorin zu werden, nennt sie das Vorbild der Schwestern dort. Sie haben einen prägenden Einfluss auf das junge Mädchen. Ja, das Evangelium verkündigen, das scheint ihr eine Berufung, der sie folgen will. Nach Beendigung ihrer Schulzeit bewirbt sie sich am Theologischen College ihrer Kirche, der UCZ. Das ist 1970. Gerade wurde Peggy Hiscock zur Pastorin ordiniert (siehe dazu Artikel „Nur mit Kopftuch“, Seite 20), die Tür steht also bereits einen Spalt breit offen.

Akzeptiert wird die junge Frau zwar, aber doch nicht so richtig. Von Anfang an hat sie mit Widerständen zu kämpfen. Mehrmals wird ihr nahe gelegt, doch Diakonin zu werden, aber Violet bleibt standhaft. Das Evangelium predigen will sie, das ist ihr Herzensanliegen. So verbringt sie ein Jahr am College, als ihr ein Stipendium angetragen wird, mit dem sie ihr Studium in Australien fortführen kann. „Der Hintergedanke“, so vermutet Sampa-Bredt, „war sicher auch, dass man das ‚Problem‘ der jungen Frau auf diese Weise elegant loswürde“.

Nach langen Beratungen im Familienkreis entschließt sich Violet schließlich, das Angebot anzunehmen. Vier Jahre verbringt sie in Australien und schließt ihr Studium ab. Damit jedoch ist der Weg noch längst nicht geebnet. Denn nach ihrer Rückkehr nach Sambia findet sich keineswegs sogleich eine Pfarrstelle für die junge Absolventin. Immerhin wird sie zur Schulpfarrerin an

der kirchlichen „Njase Girls Schule“ berufen und ein Jahr darauf auch ordentlich ordiniert.

Dort im Süden des Landes lernt sie ihren Mann kennen, den Deutschen Friedrich Bredt, der mit der Gossner Mission im Gwembe-Tal arbeitet. Die beiden heiraten 1976, und nach und nach werden vier Kinder geboren. Die weiteren Stationen führen Violet Sampa-Bredt für drei Jahre nach Deutschland und schließlich 1980 wieder zurück nach Sambia.

### » Weisheit hängt nicht vom Bildungsgrad ab. Violet Sampa-Bredt

Hier nun beginnt eine ganz außerordentliche Karriere, wenn man im christlichen Kontext überhaupt von Karriere reden mag. Von ihrer Kirche nämlich wird Sampa-Bredt zum sambischen Kirchenrat (CCZ) delegiert, gleichsam dem Ökumenischen Rat des Landes. Dieser bildet nun ihren neuen, weiten Horizont. Für vier Jahre wird sie vom Kirchenrat als Universitätspastorin an die staatliche Hochschule in Lusaka gesandt. In dieser Funktion hat sie viele Kontakte zu verschiedenen Denominationen und predigt regelmäßig in diversen Kirchen Lusakas.

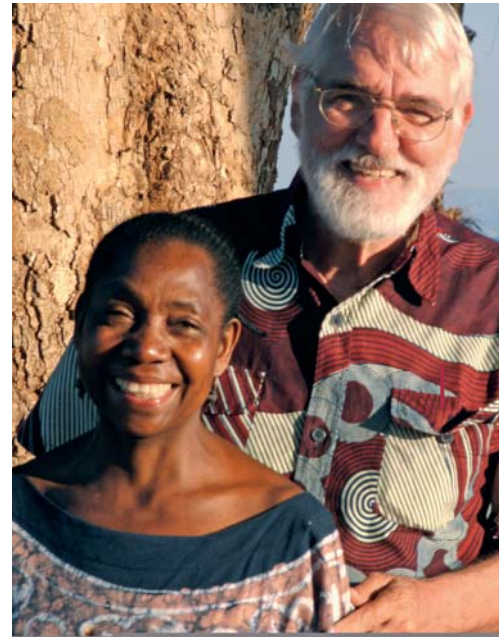
Das bewegte Leben setzt sich fort, als Sampa-Bredt zum Master-Studium nach Kanada geht und danach an der Seite ihres Mannes, jedoch auch ganz in eigener Berufung, an verschiedenen Stellen in Sambia arbeitet. Vom sambischen Kirchenrat wird sie viele Jahre lang als Delegierte zum Ökumenischen Rat nach Genf fliegen, zeitgleich ist sie Vizepräsidentin des Gesamtafrikanischen Christenrates und schließlich selbst Generalsekretärin des sambischen Kirchenrates. In dieser exponierten Position ist sie auch immer wieder gefordert, zu politischen Themen Stellung zu nehmen und die Stimme für die Armen und Ausgegrenzten zu erheben. So ist es fast folgerichtig, dass sie nach Ausscheiden aus dem aktiven Kirchen-

dienst nicht in den Ruhestand, sondern in die Politik geht. Sie engagiert sich in der damals noch oppositionellen Patriotic Front (PF), deren Programm ihren inneren Überzeugungen am nächsten steht, und gewinnt auf Anhieb bei den Wahlen 2006 einen Sitz im sambischen Parlament. Fünf

Jahre lang ist sie dort tätig, entdeckt die Möglichkeiten, aber auch Begrenzungen der politischen Mechanismen. Und, streitbar wie sie ist, legt sie sich mit dem mächtigen Vorsitzenden ihrer Partei an, als sie bemerkt, wie bei ihm Worte und Taten auseinander klaffen. Der Vorsitzende ist kein anderer als der heutige Staatspräsident Michael Sata.

Sata strengt ein Partei- und sogar Parlamentsausschlussverfahren gegen Sampa-Bredt und ihre Verbündeten an. Der Versuch scheidet jedoch vor dem obersten Gericht. Dennoch ist die politische Karriere von Violet Sampa-Bredt damit beendet. Bei den nächsten Wahlen 2011 wird sie von ihrer Partei nicht mehr nominiert. Kritisch begleitet sie nun die Politik der nunmehrigen PF-Regierung von außerhalb.

Entschlossen und kämpferisch, so erscheint das Leben von Violet Sampa-Bredt. Auch wenn sie es vielleicht nicht gerne hört: eine Pionierin durch und durch. Eine starke Frau – eine starke Christin! ■



Die Ehefrau: Violet Sampa-Bredt mit ihrem deutschen Ehemann Frieder Bredt.

**Dr. Volker Waffenschmidt** arbeitet im Sambia-Referat der Gossner Mission.

E-Mail

aus...

## UGANDA

Von: **Patrick Lumumba**, Leiter des Departments für Entwicklung und Planung  
Betreff: Kindergarten geht voran



Allen Freunden In Deutschland herzliche Grüße aus Uganda! Gern will ich Ihnen heute berichten, dass wir in Agung Fortschritte machen. Unser Augenmerk ist – nach der Fertigstellung der Kirche – auf den Bau des Pfarrhauses gerichtet – und auf den Kindergarten! Das neue Kindergartengebäude ist in der Planung, aber wir haben bereits Platz geschaffen für 38 Kinder und zwei Erzieherinnen, die ihre Arbeit übergangsweise in einer Strohhütte aufgenommen haben. Für 2014 hat sich die Gemeinde

aber noch viel vorgenommen. Denn damit sich die Kinder so richtig wohlfühlen, muss natürlich noch einiges geschehen. Nicht nur das Gebäude muss fertiggestellt werden, auch kommen und gehen viele Kinder mit hungrigem Magen, weil die Eltern ihnen nichts zu essen mitgeben können. Das wollen wir ändern. Wir danken sehr herzlich für die Nächstenliebe, die Sie den Menschen im Norden Ugandas zuteil werden lassen. Gott segne Sie und all Ihre Brüder und Schwestern.

**NEPAL**

Von: **Elke Mascher**, Ärztin

Betreff: Von Naturgewalten erschüttert – Post auf Abwegen



Zunächst möchte ich mich an alle SpenderInnen wenden, die das Missionshospital Chaurajahari in Nepal unterstützen. Wie immer habe ich mich während meines Einsatzes im Sommer bei Ihnen allen mit einer Postkarte aus Nepal bedankt. Aber: Ein Großteil der Post scheint dieses Mal verloren gegangen zu sein. Das ist in den Bergen Nepals nicht so ungewöhnlich, aber es tut mir sehr leid, und ich möchte meine Grüße und meinen ganz herzlichen Dank hier nachholen! Auch im Namen der Mitarbeiter.

Lassen Sie mich noch mal zurückblicken. Es waren wieder sehr ereignis- und lehrreiche Wochen für mich im Hospital. Im Vordergrund standen in diesem Jahr die schweren Monsunregenfälle und die Folgen der beiden Erdbeben von März und Mai. Es kam dadurch zu schweren, ausgedehnten Erdbeben, die großen Schaden anrichteten. Viele Wege waren unpassierbar, und manche Patienten mussten auf halbem Wege wieder umkehren. Im Hospital warteten wir wochenlang auf dringend benötigte Lieferungen von Antibiotika, Schmerzmittel etc. Zudem war durch die starken Regenfälle das Trinkwasser vielerorts verseucht, und viele Menschen litten an Durchfallerkrankungen. Besonders hart trifft das immer die kleinen, teils unterernährten Kinder und die alten Menschen. Noch einmal ganz herzlichen Dank, dass Sie mit Ihrer Unterstützung für das Hospital die Behandlung dieser bitter armen Menschen ermöglichen.

**INDIEN**

Von: **Alexander Nitschke**, Gossner-Mitarbeiter in Ranchi

Betreff: Im Gedenken an Missionar Borutta



An Missionar Helmuth Borutta, der unter anderem in Chaibasa und Chakradharpur stationiert war, erinnern sich noch viele Menschen hier in Indien. Borutta hat in der Region bleibenden Eindruck hinterlassen. Kein Wunder, dass die Menschen sich über ein neues Schulprojekt der Gossner Mission freuen, über die „Borutta Memorial School“. Seit dem Besuch von Dr. Christoph Stumpf, einem Nachfahren von Missionar Borutta, im November 2011 in Indien hatte es Gesprä-

che über den Ausbau der Schule gegeben. Mittlerweile steht das Gebäude, und die Klassenräume sind voll funktionstüchtig und werden auch schon seit Sommer genutzt. Offizielle Einweihung aber wird sein, wenn Projektkoordinator Wolfram Walbrach im November die Gossner Kirche besucht. Kirchengemeinde, Eltern und Kinder freuen sich darauf. Und wir werden danach ausführlich berichten.

# Freude, Freundschaft und Vertrauen

## Vom Werden und Wachsen einer Partnerschaft

Von ANNETTE BERNDT und ANNETTE LEHMANN

**Wer nach Ostfriesland reist und dort in Norden jemandem vom Freundeskreis Uganda trifft, der sollte Zeit mitbringen, viel Zeit. Denn er wird überbordender Begeisterung begegnen, vielen Erzählungen lauschen und vielleicht sogar selbst davon angesteckt. Warum das so ist? Das lassen wir die Norder am besten selbst erzählen.**

Peter Nyeko (knieend) – ein wichtiger Akteur der Partnerschaft.

Kontakte zwischen dem evangelisch-lutherischen Kirchenkreis in Norden und den beiden anglikanischen Diözesen Gulu und Kitgum in Norduganda gibt es seit 2009. Aber die Begeisterung und Bewegtheit, mit der von den Reisen, den Begegnungen, den Projekten, den Gottesdiensten erzählt wird, ist weitaus tiefer, als es diese Jahreszahl zu sagen vermag.

Sie werden Sie bei einem Besuch bei uns in Norden sicherlich erfahren, wie herzlich wir auf unseren Reisen in den ugandischen Gemeinden empfangen wurden, selbst spät in der Nacht. Mit Sicherheit wird man Ihnen erzählen, in welchem katastrophalen Zustand die Straßen sind, besonders die Piste zum Kidepo-Nationalpark.

Sie werden von gemeinsamen Erlebnissen in Ostfriesland hören, etwa einer Wattwanderung, die von der Insel Baltum zum Festland führte. Bischof Benjamin Ojwang aus Kitgum war fassungslos: Kann man wirklich dort, wo jetzt noch reichlich Wasser unterm Kiel ist, in wenigen Stunden auf dem Meeresboden zu Fuß laufen? Einfach zu biblisch!



Das Modell der Stadt Hannover im Neuen Rathaus beeindruckte die ugandischen Gäste tief: 90 Prozent der Stadt waren 1945 zerstört, und wenige Jahre später war der Aufbau in vollem Gange. Die Gäste schöpften Hoffnung, dass auch in ihrem Land ein Wiederaufbau nach den langen Kriegsjahren und den vielen Verwüstungen und Verletzungen gelingen kann. Ein intensiver und sehr persönlicher Austausch über die Wunden in den Geschichten der beiden Länder entwickelte sich.

Man wird Ihnen Bischof Johnson Gakumba näher beschreiben wollen. Am besten bleiben Sie zum Abendessen und zum anschließenden Vortrag. Denn die Ideen des ugandischen Bischofs muss man sich bildlich vor Augen führen: eine Kirche in jeder Gemeinde als Keimzelle für die enormen Aufgaben der Seelsorge; dann Räumlichkeiten für die Ausbildung der Kinder, vom Kindergarten bis hin zur Berufsschule mit den notwendigen Werkstätten; nicht zu vergessen Krankenstation, Waisenhaus und Landwirtschaft. Auf dem Bischofsgelände in Gulu ist die theologische



Seit 2012 unterstützt die Gossner Mission den Kirchenkreis Norden in seiner Partnerschaft zu den beiden Diözesen in Uganda.

Ausbildungsstätte für Laienprediger bereits eingerichtet.

Keine Frage, dass jede Unterstützung hier willkommen ist. Und im Freundeskreis herrscht kein Zweifel, dass jeder Spendeneuro souverän in die geplanten Vorhaben fließt. In den wenigen Jahren der Partnerschaft sind Freundschaft und Vertrauen gewachsen. Ein sichtbares Zeichen ist die Kirche in Agung, dem Ort, an dem die ersten christlichen Missionare 1903 niederknieten. 2011 stand hier noch nichts, es gab nur die Vision des Bischofs. Die Norder entschlossen sich zur finanziellen Unterstützung, und im Januar 2012 fand unsere Besuchsgruppe schon den Rohbau vor. Mit weiterer Hilfe des Freundeskreises ist der Bau fertig gestellt und eingeweiht worden, und im Januar 2013 feierten wir hier gemeinsam einen fröhlichen, bewegten Gottesdienst. Und das Haus für den Pastor und der neue Kindergarten gleich nebenan sind im Werden. Auch da helfen wir mit.

Auf einem Foto ist Peter Nyeko zu sehen, der Sohn von Johnson und Venturina Nyeko. Die wiederum leiteten – als Ugander, die vor dem Bürgerkrieg ins Nachbarland geflohen waren – die „Diplomatic School“ in Khartoum im Sudan, kamen durch einen Schüleraustausch nach Norden und lernten so die Familie von Superintendent Dr. Helmut Kirschstein kennen. Peter Nyeko ist von Anfang an ein wichtiger Akteur der Partnerschaft, organisiert die gesamte Reiseplanung in Uganda, bringt gute Ideen ein, bewegt, was er kann.

Die Geschichte vom Werden und Wachsen dieser Partnerschaft ist nicht eine einzige. Liegt sogar der Anfang viel früher und im Sudan, wo der Kirchenkreis Norden seit über einem Vierteljahrhundert christliche Projekte unterstützt? Es gibt so viele Erzählungen, Erlebnisse, Hoffnungen, Sorgen, und wenn Sie wieder einmal nach Ostfriesland kommen und etwas Zeit mitbringen, können Sie erfahren, wie es Maureen, der Tochter des Bischofs

## CHRONIK

### Junge Partnerschaft

- 2009** Der Exil-Ugander Johnson Nyeko lädt Familie Kirschstein zur Bischofsweihe seines Freundes Johnson Gakumba nach Gulu/Norduganda ein.
- 2010** Besuch einer ugandischen Delegation in Norden. Partnerschaftsurkunden werden unterzeichnet.
- 2011** Erste offizielle Reise nach Uganda. Gründung des Freundeskreises.
- 2012** Zweite Reise nach Uganda und zweiter Besuch einer ugandischen Delegation
- 2013** Dritte Reise nach Uganda. Vier ugandische Jugendliche lernen in Norden drei Monate lang Deutsch.

aus Kitgum ergeht, die vor wenigen Tagen durch unsere Vermittlung in Oldenburg einen internationalen Studiengang beginnen konnte. Oder Sie suchen das Gespräch mit denen, die bei unserer Uganda-Reise im Januar zum ersten Mal mit dabei waren. „Am meisten beeindruckt haben uns die Frauen im Slum von Jinja. Mit welchem Talent und welcher Kraft schöpfen sie aus dem materiellen Fast-Nichts! Mit Gebeten und Gospel wurden wir begrüßt: ‚We are the people, that the Lord has made...‘ Selten haben wir so eine tiefe Verbundenheit mit Menschen verspürt, die wir gerade erst treffen, und die uns sagen: Wir sind eins.“

Wir sind uns einig: Das Wichtigste an dieser Partnerschaft ist das Wachsen und Werden in jedem von uns, egal, ob wir in der Nähe des Äquators oder des 53. Breitengrades geboren wurden. ■



Die Autorinnen, **Annette Berndt (rechts)** und **Pastorin Annette Lehmann**, sind vom Freundeskreis Uganda des Kirchenkreises Norden.

# Fragen des Glaubens am Arbeitsplatz aufgreifen

**Gossner Mission plant neues Programm:  
„Ökumenische Botschafter 2014“**

**Die Gesellschaftsbezogenen Dienste der Gossner Mission: Wo sind sie geblieben? Kein Zweifel: Das traditionelle Gossner-Arbeitsgebiet ist im Wandel begriffen.**



Das Gossner-Haus in Mainz symbolisiert große Gossner-Geschichte: von Horst Symanowski nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet, wurde es später an die Evangelische Kirche Hessen-Nassau abgetreten. (Foto: Jutta Klimmt)

Es ist wahr und nicht von der Hand zu weisen, dass im Vergleich zu den Überseearbeitsgebieten bei den Gesellschaftsbezogenen Diensten der Gossner Mission heute scheinbar wenig geschieht. Es ist wahr, dass dieser Arbeitsbereich die Gossner Mission von Anfang an wesentlich prägte. Gründer Johannes Evangelista Goßner gründete im Geist der Mission vor Ort – den Begriff „innere Mission“ gab es seinerzeit noch nicht – das Elisabethkrankenhaus in Berlin, Kinderheime, Armenspeisungen. Er kümmerte sich somit um die Armen, Kranken und Ausgegrenzten nicht nur in Übersee, sondern auch in der Heimat.

Diese Teilhabe an Gottes Mission als Bewegung zu jenen in unserer Gesellschaft, zu denen die Kirche keinen Zugang gewann, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg von Horst Symanowski und den durch ihn entstehenden Bereich der Industriemission aufgenommen und weiter entwickelt. Seine Arbeit konzentrierte sich im Gossner-Haus Mainz, das die Gossner Mission jedoch vor einigen Jahren an die Evangelische Kirche Hessen-Nassau abgab. Seitdem befindet sich dieser Arbeitsbereich der Gossner Mission in einer Suchbewegung.

Man wandte sich nun der Betreuung von Arbeitslosengruppen zu – auch eine Personengruppe, zu denen milieuverengte Parochialgemeinden wenig Zugang finden. Mit Methoden der Gemeinwesenentwicklung gelang es hier und dort, Runde Tische zu organisieren und schließlich die eine oder andere Gruppe in Kommunalparlamenten zu bringen. Mit dem altersbedingten Ausscheiden des Referenten für Gesellschaftsbezogenen Dienste, Michael Sturm, vor zwei Jahren konnte diese verdienstvolle Arbeit nicht weitergeführt werden.

Vielleicht ist aber nun auch ein neuer Denkansatz im Zeitalter der Globalisierung gefragt, ein Denken, das eben nicht sektoral zwischen der Mission draußen in Übersee und dem Wirken im eigenen Land unterscheidet. Einst wurde gar entgegengesetzt formuliert: Das Zeitalter der Überseemission sei vorbei, nun sei Mission im eigenen Land zu betreiben. Wir erkennen jedoch heute, dass unser Leben vor Ort immer schon mit dem anderen Leben in Über-

see verbunden ist. Auch der christliche Glaube ist schon immer global, wenngleich wir regional in Landeskirchen organisiert sind und manchmal auch nur in dieser Kategorie denken können. Nun globalisieren sich Lebens- und Arbeitswelten. In den Gesprächen mit unseren Partnern aus Indien, Nepal oder Sambia merken wir, wie sehr die Lebensverhältnisse hier und dort miteinander verbunden sind.



Ein Beispiel: In den Wäldern unserer indischen Partner im Bundesstaat Jharkhand regt sich militanter Widerstand. Das macht unsere Partnerkirche, die Gossner Kirche, ratlos. Der Kern der Bewegung ist eine soziale Unzufriedenheit über den Verlust und die Ausbeutung des Landes durch global agierende Konzerne wie Arcelor Mittal oder India Coal Mines. Die gewonnenen Erze aus dieser Region, das Aluminium und der Stahl, werden verbaut unter anderem in Autos und Maschinen, die in Deutschland produziert werden. Der VW-Betriebsrat in Emden knüpft nun Beziehungen zur Gossner Kirche, in dem Wissen darum, dass es hier um existentielle Fragen geht, wenn wir darüber reden, mit welchen Ressourcen und auf wessen Kosten wir leben.

So sind die Gesellschaftsbezogenen Dienste in Wahrheit hochaktuell. Wir fragen uns daher: Wie ist das Anliegen der Gesellschaftsbezogenen Arbeit in die Fragestellungen der Überseegebiete zu überführen? Welche Themen bewegen uns als Christen vor Ort und in Übersee gleichermaßen, und wie können wir die Frage der Gerechtigkeit gemeinsam global thematisieren? Es geht heute darum zu sehen, wie Themen dieses Arbeitsbereiches der Gossner Mission sich im Laufe von anderthalb Jahrhunderten transformieren und Fragestellungen sich verändern. Das wol-

len wir zulassen und uns in eine erneuerte Suchbewegung hineinbegeben. Denn „Wer macht, was die Väter machten, macht nicht, was die Väter machten.“ (Julius Köbner).

So soll im kommenden Jahr eine neues Programm mit dem Titel „Ökumenische Botschafter 2014“ referatsübergreifend Fragen der Globalisierung und des christlichen Zeugnisses in der Arbeitswelt ökumenisch reflektieren. Diakone oder kirchliche Mitarbeiter aus den Partnergebieten, aus Indien, Nepal, Sambia, Uganda und Westpapua, werden eingeladen, für zweieinhalb Monate in einem Kleinbetrieb, einem Langzeitarbeitslosenzentrum oder im Dienstleistungsbereich in Deutschland mitzuarbeiten. Dabei ist sicher für die Gäste der Zugewinn einer nonformalen Ausbildung zu gewärtigen. Auf deutscher Seite wird die Präsenz eines ökumenischen Gastes in der Arbeitswelt Fragen hervorrufen, Gespräche über den Glauben, über das Christsein in der Welt und über Fragen der Gerechtigkeit ermöglichen. Wir erhoffen uns einen erfahrungsbezogenen Lernprozess an nichtkirchlichen Orten. Wir sind gespannt. ■

Dr. Lugun ist – wenn man so will – ein erster ökumenischer Botschafter: Seit Oktober hospitiert der indische Arzt aus der Gossner Kirche in der Elisabeth Klinik in Berlin.



Arbeitgeber und Betriebe, die sich beteiligen möchten, können sich melden: Tel. (0 30) 2 43 44 57 51 oder [ulrich.schoentube@gossner-mission.de](mailto:ulrich.schoentube@gossner-mission.de)

Autor **Dr. Ulrich Schöntube** ist Direktor der Gossner Mission.

Friederike Schulze:

## Naluyanda-Arbeit mitbegründet



Sambia ist heute eine Säule der Gossner-Arbeit. Das ist unter anderem dem großen Engagement **Friederike Schulzes** zu verdanken, mit deren Namen die Anfänge im **Projektgebiet Naluyanda** verbunden sind. Als es in den 80er Jahren für Kirchen und Missionen in der DDR nach jahrzehntelangem Moratorium möglich wurde, ökumenische Mitarbeitende in Kirchen der Dritten Welt zu entsenden, da war diese Aufgabe für die Kollegen in der Gossner Mission Ost neu und ungewohnt und mit Schwierigkeiten verbunden. So war etwa die DDR-Währung nicht konvertierbar – Werkzeuge, Ausrüstung und Motorräder mussten in der DDR gekauft und nach Afrika transportiert werden.

Auch wurden gebrauchte Kleider gesammelt, nach Sambia geschickt und dort verkauft: Aus dem Erlös wurden dann die Anfänge der Gossner-Gesundheitsstation in Naluyanda finanziert.

1985 hatte die Gossner Mission Ost auf Vorschlag des Christenrates von Sambia das Naluyanda-Projekt gestartet, nachdem Ende der 60er Jahre bereits die Gossner Mission West die Arbeit im sambischen Gwembe-Tal aufgenommen hatte. 1986 reiste Friederike Schulze – bei der Gossner Mission Ost für das Referat Solidaritätsdienste zuständig – zum ersten Mal für ein halbes Jahr nach Sambia aus. Einige Jahre später gehörte sie zu den InitiatorInnen eines Projektes, das – unter dem Motto „Let the people speak“ oder „Die Macht der kleinen Leute“ – Dorfgemeinschaften in Simbabwe mit Gruppen in Deutschland in Kontakt bringen wollte. Stets ging es ihr darum, zu ermutigen, zu vernetzen, zu hinterfragen. Im September 2013 feierte **Friederike Schulze (Foto: von Sambia-Freunden umringt)** ihren 70. Geburtstag. Die Gossner Mission gratuliert von Herzen, wünscht Gottes Segen und sagt Danke.



Foto: Gerd Herzog

Helga Ottow:

## Großes Engagement und klare Worte

Sie hat den **Martha-Kindergarten** in Ranchi initiiert; sie zeichnet Porträts für den guten Zweck, sie bestreitet Gossner-Events von Lippe bis Ostfriesland (**Foto: hier mit Uwe Zimmermann im Einsatz**) und begleitet die Jugendband „The Gossners“ fünf Wochen lang durch ganz Deutschland, sie schleppt Gitarren und Trommeln, steht bei den Auftritten mit der Videokamera an der Bühne, sorgt dafür, dass die Jungs pünktlich sind, und wenn sie's mal nicht sind, gibt's klare Worte – und anschließend die Aussprache bei der gemeinsamen Zigarette ... **Helga Ottow** hat ganz viele Talente, und vor allem hat sie

vor einigen Jahren ihre Liebe zu Indien und der Gossner Mission entdeckt, und weil sie mit ihren 70 weiter voller Power ist, kommt ihr Engagement ganz vielen Gossner-Projekten und -Vorhaben zu gute! Zum 70. Geburtstag gratulieren wir herzlich und wünschen Gottes Segen. Und gutes Gelingen bei allem, was in den kommenden Jahren weiter ansteht ...

# GLÜCKWUNSCH

Peter Röhrig:

## Energie bis in die Fingerspitzen

Dass er am 4. November 75 wurde – nein, das glaubt man nicht wirklich, wenn man ihn sieht, spricht, erlebt. **Peter Röhrig**, von 2005 bis 2009 unser Mitarbeiter in Sambia (im so



genannten Seniorenmodell), ist Energie geladen bis in die Fingerspitzen – und war das immer. Wer ihn in Lusaka im Gossner-Gästehaus kennen lernen konnte, der erinnert sich an engagierte Diskussionen bis in die Nacht, an Jeep-Fahrten über Holperpisten und an seine herzliche Art, mit der er den Menschen in Sambia begegnete. Für alles,

war er gemeinsam mit seiner Frau Brigitte für diese Menschen getan und geleistet hat, wollen wir hier schlicht Danke sagen.

1938 wird Peter Röhrig als Pfarrerskind in Pommern geboren; ab 1960 Studium der Publizistik, Germanistik, Geschichte und Musikwissenschaften in Münster und Wien. Nach Studium und Zeitungsvolontariat (haben auch Sie seine Reportagen in diesem Heft geliebt?) wird er Wirtschaftsredakteur und Ressortleiter, dann stellvertretender Pressesprecher im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit bei Hans-Jürgen Wischnewski, wechselt mit diesem in den SPD-Partei Vorstand und wird Persönlicher Mitarbeiter des SPD-Vorsitzenden Willy Brandt. Dann wieder Pressesprecher – und 1986 der erste Wechsel ins Ausland: Röhrig wird Landesbeauftragter des Deutschen Entwicklungsdienstes in Sambia, später Thailand, Vietnam, Palästina, wieder Sambia. Viele weitere Stationen sowie eine Reihe von Ehrenämtern könnten hier angeführt werden; wir aber sind vor allem froh, dass er 2005 „als Senior“ das Gossner-Büro in Lusaka übernahm und mit großer Professionalität leitete. Den Menschen in Sambia ist er bis heute eng verbunden (wie auch das **Foto vom Frühjahr 2013** zeigt). Lieber Peter, alles Gute und Gottes Segen zum Geburtstag!

## IMPRESSUM

Die Zeitschrift »Gossner Info« erscheint viermal pro Jahr. Auflage: 6200 Exemplare.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 08.10.2013

Redaktion:  
Jutta Klimmt  
Layout: Jutta Klimmt,  
Henrik Weinhold  
Satz:

Henrik Weinhold  
www.webundprint.com

Druck:  
Bonifatius-Druckerei  
33042 Paderborn  
Herausgeber:

Gossner Mission  
Georgenkirchstr. 69-70  
10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

mail@gossner-mission.de

www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)

BLZ 210 602 37, Konto 139 300

IBAN DE71 2106 0237 0000 1393 00

BIC GENO DEF1 EDG

Titelfoto:

Voller Begeisterung in den Kindergarten:  
Mädchen in Uganda. Mehr:  
Seite 24  
Foto: Helmut Kirschstein



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C011558



# DANKE

für die Unterstützung

unserer Arbeit im Jahr 2013!

**DANKE** im Namen der Menschen, denen wir mit Ihrer Hilfe Hoffnung, Gesundheit, Lebensmut und eine Zukunftsperspektive schenken konnten.

Nun in der bevorstehenden Adventszeit lautet unsere **BITTE**: Denken Sie gerade jetzt an die Menschen, die in Hunger und Armut leben und die dankbar sind für ein Zeichen der Hoffnung; für Hilfe, die ihnen die Möglichkeit zur Selbsthilfe gibt.

Wenn Sie uns eine Spende ohne Zweckbestimmung zukommen lassen, können wir diese dort einsetzen, wo es gerade am nötigsten ist. Oder möchten Sie lieber ein Projekt unterstützen, das wir Ihnen in diesem Heft vorgestellt haben? Dann übernehmen Sie bitte jeweils das genannte Kennwort. Oder aber Sie werfen einen Blick in das beiliegende Geschenke-Faltblatt. Sie finden darin fünf **Geschenk-Ideen mit Herz und Hand**. Mit diesen Geschenken machen Sie zu **Weihnachten** sich selbst und einem lieben Menschen eine ganz besondere Freude – und Sie

beschenken zugleich einen Menschen in der Ferne, der Ihrer Hilfe dringend bedarf. Übrigens: Unsere Geschenk-Ideen können Sie ebenso wie Ihre Spende beim Finanzamt geltend machen.

**Unser Spendenkonto:**

Gossner Mission  
EDG Kiel, BLZ 210 602 37  
Konto 139 300  
IBAN DE71 2106 0237 0000  
1393 00  
BIC GENO DEF1 EDG

